

2. Unten am Hafen

Als ich Daniel Rehmer das erste Mal sah, stand er ganz allein vor meiner Klasse in der Theodor-Körner-Schule. Es muss in der siebten gewesen sein, wir hatten gerade Englisch, und Daniel wurde von unserer Klassenlehrerin in den Raum gebracht. Ein großer schmaler Junge mit Seitenscheitel. Er trug einen dunkelblauen Anorak, in dem er etwas versank, und eine Jeans, und er sah niemanden an. Er guckte über uns hinweg, nach hinten, so, als wäre da keine Wand, sondern ein Wald oder das Meer.

Eine Woche später kannte ich seine Geschichte oder das, was über ihn erzählt wurde. Seine Mutter hatte ihn mit siebzehn geboren, noch als Krankenschwesternschülerin. Sie kam aus Plau am See und hatte dort wohl ein Verhältnis mit dem Chefarzt der Chirurgie gehabt, und als dieser erst von seiner Frau und dann von der Partei zur Rede gestellt wurde, musste Daniels Mutter gehen. Sie entschied sich für Rostock, für das Südstadt Krankenhaus, und von diesem bekam sie eine Ausbauwohnung unten am alten Hafen, in der östlichen Altstadt. Im Nachtjackenviertel, wie bei uns zu Hause die Gegend genannt wurde.

Meine Eltern hatten, während sie das alles an unserem weiß gedeckten Mittagstisch debattierten, keine Ahnung, was Wörter wie Verhältnis, Rummachen oder Flittchen mit mir und meinem vorpubertären Körper anstellten, und wenn, wäre es ihnen vermutlich auch egal gewesen. Mein Vater hielt seinen Kopf tief über den Teller gebeugt, wie ein Tier an der Tränke, und schmatzte leise. So sah man seine beginnende Glatze, aber nicht sein Gesicht und was er von der Geschichte hielt. Ich glaube, sie interessierte ihn nicht weiter, und er hörte sich das eben an, weil Zuhören zum gemeinsamen Mittagessen gehörte. Wenn er aufgegessen hatte, legte er das Besteck zusammen, schob den Teller ein Stück von sich, zog sich seinen Kittel mit unserem Namen drauf wieder an und verschwand zu seinen Shampoos und Seifen.

Wir wohnten in einer der alten Stadtvillen in der Steintor-Vorstadt. In der Herderstraße. Im ersten Stock unter uns lebte mein Großvater, der die Drogerie Piepenburg am Doberaner Platz schon von seinem Vater übernommen hatte. Das Geschäft hatte die Familie auch in den Sozialismus rübergerettet. Meine Mutter kochte jeden Tag das Mittagessen in der alten Villa, das sie meinem Großvater, der auch der Hausbesitzer war, als Erstes nach unten brachte. Wir aßen oben nach der Schule zu dritt. Ich war ein Einzelkind, und das war vermutlich die größte Schmach meiner Mutter, dass sie nach mir nie wieder schwanger wurde. »Aber wir haben ja

uns, Mathilde«, pflegte mein Vater zu sagen. »Und einer ist besser als keiner.« Dieser eine war ich.

Meine Eltern taten eigentlich so, als würde es die DDR und ihren Sozialismus gar nicht geben. Sie ließen sich von den Westverwandten Uwe Johnson und Walter Kempowski mitbringen, hatten ein Abo fürs Theater und eines für die klassischen Konzerte, und was da unten am alten Hafen in den heruntergekommenen Häusern passierte, das ging uns nur etwas an, wenn es bei Kempowski stand. Uns ging es nämlich noch gold.

Daniel setzte sich ganz nach hinten rechts ans Fenster. Neben ihm saß niemand, und als unsere Klassenlehrerin fragte, ob sich jemand die Bank mit ihm teilen wollte, da hätte ich mich schon gern gemeldet, aber ich habe mich nicht getraut. Außerdem sagte Daniel schnell: »Ich sitze gern allein.« Das war das Erste, was ich von ihm hörte.

Er bekam dann gleich in der Hofpause was aufs Maul, von Jan Lehmann, dem Macker unserer Klasse. Es war besser, ihn nicht zum Feind zu haben. Sein Gesicht war schon voller Pickel, auf seinem Rücken waren sie sogar mandelgroß und violett. Er war in fast allen Fächern der Schlechteste, außer in Sport natürlich. Ich kann mich an eine Sportstunde erinnern, in der er über das lederne Pferd sprang, ohne sich darauf abzustützen. Er flog einfach darüber und fiel dahinter auf die Matte, der Lehrer konnte ihn nicht mehr auffangen. Ich kam immer nur bis zur Mitte des Pferdes. Da, wo man sich eigentlich abstützen sollte, da landete ich jedes Mal. Aber ich kam mit Jan klar, ich kam eigentlich mit allen klar. Einigermaßen.

»Was guckst du denn so blöd«, sagte Jan zu Daniel auf dem Schulhof, einer öden großen Sandfläche hinter dem gelben Klinkerbau. Er hatte ihn neben dem riesigen Kohlenhaufen, der da schon seit Wochen lag, abgepasst und ihn direkt angerempelt. Daniel antwortete nicht. Er war nicht viel kleiner als Jan, aber schmaler, und als der ihm eine reinhaute, schlug er sofort zurück. Er traf Jan nur an der Schulter – der hatte ihn an der Lippe erwischt, die aufgeplatzt war und blutete –, aber trotzdem klärte das die Verhältnisse. Dieses Zurückschlagen, sofort und ohne zu zögern. »Pass auf, Neuer!«, Jan drehte sich um und verschwand mit seiner Gang. Ich hätte Daniel gern ein Taschentuch gegeben, aber erstens hatte ich keines, und zweitens sah er nicht so aus, als würde er eines brauchen. »Du blutest«, sagte ich, und als wäre das nicht schon sinnlos genug, zeigte ich noch auf seine Lippe: »Da.« Er nickte: »Ich weiß.« Also drehte ich mich um und ging auch.

Es dauerte zwei Jahre, bis wir Freunde wurden. Ich war von Anfang an gern in seiner Nähe. Er redete nicht ständig über Mopeds, die Karren genannt wurden, oder Mädchen, die die Olschen genannt wurden und in deren Nähe die anderen Jungs meistens verstummten oder sehr laut wurden. Daniel redete eigentlich gar nicht, und auf meine wenigen vorsichtigen Angebote, die Nachmittage gemeinsam zu verbringen, sagte er: »Lass man, Piepenburg. Hab zu tun.« Was, blieb unklar. Er kam zur Schule und ging zu den Nachmittagsveranstaltungen, den FDJ-Versammlungen oder zum Sportfest, wenn er denn nicht krank war – und er war oft

krank. In der Klasse wurde gemunkelt, er habe eigentlich nur keine Lust, und seine Schlampenmutter schreibe ihm die Entschuldigungsbriefe, wie er wolle.

Daniel hatte in den großen Ferien Geburtstag, feierte den aber nie. Aber er kam zu meinen Geburtstagen im Mai in die Herderstraße. Meine Mutter buk Kuchen, organisierte Spiele, und der Höhepunkt war ein Eisbecher, den sie mit einem brennenden Stück Würfelzucker garnierte. Den legte sie vorher in Weinbrand, und als wir anfangen, den lieber zu trinken, wurden Daniel und ich Freunde.

Wir hingen zusammen rum, weshalb, kann ich gar nicht mehr sagen. Vielleicht wollte er doch etwas von mir wissen, etwas für die Schule. Ich war im Unterricht viel besser als er, vor allem in Physik, Mathe und Chemie. »Das interessiert mich einen Scheiß«, sagte er, und es kann sein, dass mir das die Tür zur Wohnung in der östlichen Altstadt öffnete. Ich schlich da durch wie eine Katze, und seitdem verbrachten wir viel Zeit miteinander. Am Nachmittag fuhr ich mit dem Fahrrad am Steintor vorbei, an der alten Stadtmauer entlang und dann am Kuhtor runter über Kopfsteinpflaster ins Nachtjackenviertel. Die DDR ging in den späten Achtzigerjahren in die Knie, und in diesem Viertel lag sie schon am Boden. Die Häuser waren völlig heruntergekommen, der Putz bröckelte nicht, er war schon ab. Wer hier wohnte, bekam entweder keine andere Wohnung oder besetzte einen der vielen Leerstände. Der Staat hatte längst die Übersicht verloren. Arbeiter, Studenten, Rentner und Alkis teilten sich das Viertel.

Die Wohnung, die Daniel und seine Mutter dort in der Fischbank bewohnten, lag unterm Dach, hatte schräge Wände und Fenstergauben. Man konnte von hier oben die rotgeklinkerte Nikolaikirche sehen und die Petrikerche mit ihrem Turmstumpf, bei dem seit dem Krieg die hohe Messingspitze fehlte. Dahinter die Warnow mit dem alten Stadthafen, der auch verloren wirkte, seit es den großen Überseehafen in Petersdorf gab und hier nur noch ein paar kleinere Schiffe vor den alten Speichern lagen. Selbst die Fischer waren ja draußen in Marienehe. Die Möwen kreischten trotzdem vor dem Fenster. Manchmal lockten wir sie mit altem Brot an, und sie flogen fast ins Zimmer, fingen den Brocken im Flug und drehten ab.

Vom schäbigen Treppenhaus aus betrat man direkt die Küche, in der ein großer runder Tisch stand und ein altes, rot und blau bemaltes Küchenbüfett. Als ich das erste Mal zu Daniel kam, saß seine Mutter an diesem Tisch, hatte eine Tasse Kaffee vor sich und die Beine an den Körper auf den Stuhl gezogen. Sie trug einen Rock, und man konnte die Rückseite ihrer Oberschenkel sehen. Ich glaube, ich wurde rot, als ich ihr die Hand schüttelte.

»Und wer bist du?«, fragte sie, und ich antwortete: »Thomas, also. Aus Daniels Klasse.«

»Das ist Piepenburg, hab dir von ihm erzählt«, sagte Daniel und fragte, ob er auch einen Kaffee haben könne.

»Klar, musste dir nur selber machen. Ich hab heute schon genug Leute bedient. Wasser ist noch heiß«, sagte sie und sah mich dabei immer noch an: »Und du? Willst du auch einen Kaffee?«

Sie hatte lange dunkle Haare, die lockig waren, aber nicht diese Achtzigerjahre-Minilocken, die aussahen, als wäre der Kopf explodiert, nein, eher so große schwere, die ihr Gesicht einrahmten. Sie trug immer einen Lidstrich, der ihrem kleinen Gesicht etwas Katzenhaftes gab, und meistens waren ihre Lippen rot angemalt. Ich ließ mir einen Kaffee von Daniel geben und verbrannte mir an der dicken darauf schwimmenden Schicht den Mund. Meine Eltern hatten eine Maschine aus dem Westen.

Daniels Mutter war gerade Anfang dreißig, und die beiden benahmen sich eher wie Geschwister als wie Mutter und Sohn. Sie schob ihm auch noch die F6 rüber, und er nahm sich eine. Dann warf er mir die Schachtel zu, sodass ich gar keine andere Möglichkeit hatte, als mir eine anzustecken. Ich hatte schon ein paar Mal geraucht, es schmeckte mir überhaupt nicht, aber im Beisein dieser Frau die Zigarette nicht anzuzünden, war unmöglich. »So, ihr Süßen, jetzt mal raus aus der Küche«, sagte sie. »Ich will duschen.« Allein die Vorstellung, dass sie hinter dem roten Plastevorhang in der Küche duschte, während ich mit Daniel in seinem Zimmer nebenan saß und mit einem Kaugummi versuchte, den Zigarettengeschmack wieder loszuwerden, brachte mich um den Verstand.

»Wie sieht dat denn bei der ut?«, fragte meine Mutter später. Sie lehnte dabei an einem der Schränke unserer neuen himmelblauen Einbauküche. Wie sollte ich ihr das erklären? Ihr, die da vor mir stand im braunen Cordrock und engen flaschengrünen Rollkragenpullover, der die Fässchenform ihres Körpers noch betonte. Sie sah mich durch ihre große runde, dunkle Brille an. Meine Mutter hatte nichts mit Daniels Mutter gemeinsam. Gar nichts. Aber das konnte ich ihr so natürlich nicht sagen, und daran war sie ja auch nicht interessiert. Sie wollte hören, ob in der Fischbank das Waschbecken geputzt war oder die Toilette. Ob es ordentlich war und aufgeräumt. Oder ob das so eine Möhnbude war, wie sie vermutete.

Ich sagte also: »Wie soll das aussehen? Normal.«

Meine Mutter guckte ratlos meinen Vater an, der am Küchentisch die *Ostsee-Zeitung* las, ohne uns zu beachten, und sagte in seine Richtung: »Normal, Jochen. Er nun wieder.« Und mein Vater knurrte: »Kinnings, nun lasst mich mal hier lesen, nich.«

Hätte ich den beiden erzählen sollen von der Silhouette New Yorks, die Daniel um die Eingangstür seines Zimmers gemalt hatte? In Schwarz, wie einen Scherenschnitt, und die Twin Towers waren nicht ganz parallel und sahen so ein bisschen aus wie das Victory-Zeichen. Hätte ich ihnen von dem olivgrünen Ohrensessel erzählen sollen, auf dem die elektrische Gitarre lag, die an seinen Doppeldeckkassettenrekorder gestöpselt war, und auf der er ewig spielte, während ich ewig rausgucken konnte dabei. Über die Dächer und das alte Hafenbecken bis zum Horizont und noch ein Stück weiter, so wie Daniel am ersten Tag, als er in unsere Klasse kam.

Und wie hätte ich ihr von Christines Zimmer erzählen sollen? Ich dachte immer als Christine an sie, auch wenn ich sie anfangs Frau Rehmer nannte. Bis sie meinte,

das solle ich mal lassen, das würde sie so alt machen. Sollte ich ihr von den Matratzen erzählen, die in Christines Zimmer auf dem Boden lagen, daneben nur ein paar Kerzen auf Untertassen, eine Packung Streichhölzer und ein gelber Aschenbecher aus Glas? Das große Ölbild eines nackten schlafenden Kindes darüber und ein riesiger alter Schrank gegenüber an der Wand, in dem ihre ganzen Klamotten hingen. Sonst nichts. Ein paar Seidentücher über der Lampe. Ich weiß, was meine Mutter zu all dem gesagt hätte, und wollte es nicht hören.

Daniel war nicht wie ich, gar nicht. Er war am Anfang fast einen Kopf größer, und auch wenn sich das in der Pubertät langsam änderte und wir uns wenigstens da annäherten, so hatten wir nicht viel gemeinsam. Er las kaum Bücher, tat in der Schule nur so viel, dass er nicht sitzen blieb, und schien nichts zu wollen. Nichts, was in irgendeiner Zukunft lag. Nur kam er mir in dieser Schulklasse genauso falsch am Platz vor wie ich mir. Während ich aber versuchte, durch dauerndes Reden und Witzereien in das Kollektiv einzutauchen, schwamm er auf dieser dünnen Wassersuppe wie ein Fettauflage.

Mit Daniel konnte ich Fahrrad fahren, bis wir unsere Beine nicht mehr spürten. Unter dem Blätterdach der Allee, von Bad Doberan nach Heiligendamm, neben dem Molly her, der laut stampfend seine Dampf Wolken in den Himmel schob. Mit Daniel konnte ich in der Ostsee baden, schon im Mai, wenn das Wasser stahlgrau war und auf der Haut brannte und die wenigen Menschen am Strand noch Jacken trugen. Ich konnte mit ihm in Warnemünde am Leuchtturm auf der Mole stehen, den großen Pöten nachgucken und eine Sehnsucht bekommen, dass es einen fast zerriss. Und wir mussten über nichts davon reden. Über fast nichts. Außer vielleicht: »Mann, ey, scheißkalt das Wasser.« Oder: »Der kommt aus Portugal.« Oder: »Lass uns was essen.« Den Rest wussten wir einfach so, zumindest dachte ich das, und Daniel schien es genauso zu gehen. Er war wie ein Teil von mir, der mir vorher gefehlt hatte.

Daniel kochte gern in der Küche unterm Dach, schon mit fünfzehn. Er briet Schnitzel und rollte Rouladen, machte Kartoffeln, Grünkohl oder Vanillepudding. Wir knackten uns zwei Hafengebäude auf, die wir Hafengebäude nannten wie alle, und tranken sie mit hochgelegten Füßen auf dem runden Tisch seiner Mutter, die bei der Arbeit war im Südstadt Krankenhaus oder, was natürlich viel besser war, manchmal mit uns aß.

Das aufkommende Gerede in der Klasse, da kommen die Schwuliberts, beendete Daniel, indem er ein paar Wochen mit Katrin aus der 10b ging. Mit ihr auf dem Schulhof knutschte und auch tatsächlich mit ihr schlief. Katrin, die sich die Jeans mit der Kneifzange anziehen musste, so eng saßen die. »Die legt sich hin und macht die Beine breit, du steckst ihn rein, und das ist es schon«, sagte er am runden Tisch im Nachtjackenviertel, sah mich an und knackte sich eine Hafengebäude auf. Er schob mir auch eine rüber, und da hätte ich schon gern ein bisschen mehr drüber gewusst, aber gesagt hat er nichts, und ich habe nicht gefragt. Ich traute mich nicht, weil ich noch nicht mal mit einem Mädchen geknutscht hatte, nur ein Mal mit der kleinen Antje im Kino, und das wirklich auch nur ein Mal. Sie hatte so ein kleines spitzes